

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 56 (1976-1977)
Heft: 1

Artikel: Der Tod des kleinen Schäfers
Autor: Cendrars, Blaise
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-163184>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Tod des kleinen Schäfers

Den Nachtdienst besorgten geistliche Schwestern, doch tagsüber wurden wir von freiwilligen, durch die *Association des Femmes de France* ausgebildeten Pflegerinnen betreut.

Man hatte das obere Stockwerk des Bischofspalastes als chirurgisches Lazarett für hundertfünfzig bis zweihundert Schwerverletzte eingerichtet, aber unmittelbar nach dem unglücklichen Durchbruchversuch in der Champagne waren wir dort gern und gut fünfhundert.

Die Oberschwester, Madame Adrienne, die für die bedauernswerten, von den automatischen Waffen und der automatischen Chirurgie serienmässig produzierten Kriegsoffer zu sorgen hatte, war eine wunderbare Frau.

Ich habe nahezu einen Monat im Lazarett von Châlons-sur-Marne zugebracht und hatte Zeit genug, ihre unermessliche Aufopferung kennenzulernen.

Madame Adrienne P. widmete sich ihren schrecklichen, oft so widerwärtigen medizinischen Pflichten mit einer solchen Hingabe, soviel Takt und Feingefühl und so peinlicher Genauigkeit in der Pflege, die sie uns mit einer aus Strenge und unwiderstehlicher Sanftmut gemischten Autorität ange-deihen liess – ganz zu schweigen von den Geschenken, Näschiereien und reizenden kleinen Aufmerksamkeiten, mit denen sie ihre lieben Verwundeten überhäufte und die ihren Geldbeutel ernstlich belasten mussten –, dass jeder von uns, mit knapper Not der Schlachtbank entronnen und noch vom Dreck des Schützengrabens starrend, vom ersten Augenblick an den Eindruck und bald die feste Überzeugung gewann, dass just er der Bevorzugte dieser mütterlichen Frau wäre, so verwöhnt, verhätschelt, geliebt, verstanden und getröstet fühlte sich jeder einzelne von der freiwilligen HelferIn, deren barmherzige Tätigkeit so weit ging, dass sie neben all ihren anderen Pflichten auch noch als Sekretärin fungierte und die Korrespondenz mit den Familien der Verwundeten führte – und Gott weiss, dass die Briefe der in ihrer schönsten Jugend niedergeschmetterten Burschen rüde und rohe Ergüsse waren, voll von schonungslosen Anklagen und grauenhaften Beschimpfungen an die Adresse von Eltern, Lehrern, Vaterland oder auch der Geliebten, von Reue, Verzweiflung, erschütternden Gelüsten, kindlichen Bekenntnissen und stolzen Lügen, die von der Oberschwester natürlich durchschaut wurden, was auch nicht dazu beitrug, dieser klarblickenden,

tapferen, hilfsbereiten, aber empfindlichen und überforderten Zeugin das Schreiben leichter zu machen – und oft musste sie der ersten Benachrichtigung über eine schwere Verwundung schon in den nächsten Tagen die Todesnachricht folgen lassen und gleichsam als Beileidsbezeugung die letzten Worte, das heisst in neun von zehn Fällen die Flüche und Verwünschungen eines Soldaten übermitteln, der hingeopfert worden war, sich aber in der Stunde seines gewaltsamen Todes dagegen verwahrte, dass er ein Held hatte sein wollen.

Die Verwundeten im Bischofspalast vergötterten ihre Oberschwester. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie Leute mit aufgebohrtem Schädel lächelten, vor Angst wahnsinnige Menschen sich ruhig und sorglos stellten, Delirierende verstummten, Aufgeregte sich zusammennahmen, Einbeinige zu früh auf ihren Krücken herumliefen, alles bloss um Madame Adrienne Freude und Ehre zu machen; ja, wie Sterbende sich im Bett aufsetzten, Witze rissen, salutierten, beteuerten, dass sie sich grossartig fühlten, und leicht starben. Ich habe aber auch gesehen, wie Madame Adrienne nach ihrem erschöpfenden Arbeitstag nächtelang am Lager eines der jammervoll zerfetzten Geschöpfe wachte, die man ihr tagtäglich unmittelbar von der Front schickte und jeweils auf ihrer verdreckten Tragbahre in ein Kämmerchen mit gepolsterten Türen stellte, weil ihr Zustand hoffnungslos war und ihr nicht mehr menschliches Gebrüll noch grauenerregender als ihr zerstückeltes Fleisch. Ich habe gesehen, wie sie die Ärzte anflehte, das Unmögliche zu versuchen, wie sie mit der Injektionsnadel in der Hand die ganze Nacht lang kämpfte und Morphium dosierte, um die Qualen eines Märtyrers zu erleichtern, und wie sie in Tränen ausbrach, wenn das Herz schliesslich versagte und der ordnungsgemäss registrierte aber namenlose Unbekannte verschied.

Sie verschenkte sich ganz, rückhaltlos, ohne jeden Nebengedanken. Madame Adrienne begleitete jeden «ihrer» Verwundeten in den Operationssaal, sie verband persönlich, mit unermüdlicher Geduld die kompliziertesten und schmerzhaftesten Verwundungen und überliess es keinem anderen, den Toten zu waschen und herzurichten, wie sie auch an seiner Leiche wachte und schliesslich dem Sarg auf den Friedhof folgte; und das tat sie nicht in ihrer Schwestertracht, sondern – die höchste Ehre, die sie als Frau erweisen konnte – in tiefer Trauer. Von jedem Begräbnis kehrte sie schmerzzerzerrissen, mit strauchelnden Schritten zurück, in ihren schwarzen Schleiern schier zusammensinkend, wie eine Mutter, die ihren einzigen Sohn verloren hat. Dann flüchtete sie sich, wenn ihr Dienst es gestattete, in mein Zimmer und klagte mir ihr Leid, denn wir waren rasch gute, sehr gute Freunde geworden. An solchen Tagen gestand mir die heldenmütige Frau, die das ganze Spital bewunderte, die tödliche Müdigkeit, die Nervenschwäche, den

Ekel, die heimlich an ihr zehrten, und diese feurige Seele schämte sich nicht, vor meinen Augen den Ärmel aufzustreifen und sich zwei, drei Koffeininjektionen zu machen, um ihre Ermattung zu überwinden und der Arbeit, die sie auf sich genommen, gewachsen zu bleiben, ohne dass ihre Kräfte sie verliessen.

«Denn nicht wahr, ich bin die Frau, die Tochter, die Enkelin, die Urenkelin von französischen Offizieren», sagte sie mir einmal, «und ich habe keine Kinder. Meinen Mann hält sein Dienst leider im Pariser Hauptquartier fest. Darum dachte ich, es wäre meine Pflicht, an die Front zu gehen. Was täte man nicht um der Ehre und um Frankreichs willen – nicht wahr, Monsieur Cendrars?»

Wenn ich die Frauen nicht in Bausch und Bogen verachte, kommt es daher, dass ich dieser einen und noch zwei, drei anderen Pflegerinnen vom gleichen Kaliber begegnet bin.

Wie ein Geizhals seinen Schatz behütet, wachte Madame Adrienne eifersüchtig über gewissen Verwundeten, denen sich niemand nähern durfte und die sie sogar der allzu routinemässigen und allzu schneidigen Oberaufsicht der Militärärzte und Chirurgen streitig machte.

Diese Auserwählten waren in einer Reihe von Dienstbotenkammern, kaum grösser als Gefängniszellen, untergebracht, und es fehlte nicht viel, dass Madame Adrienne ihre besonderen Schützlinge hinter Schloss und Riegel gehalten hätte.

Ich gehörte nicht zu ihnen, obwohl ich von Madame Adrienne ganz besonders verwöhnt wurde; sie brachte mir jeden Morgen Luxuszigaretten (Muratti-Lauriston mit vergoldetem Mundstück), mittags ein paar Blumen (die sie aus Paris kommen lassen musste), dazwischen Bücher (die Werke von Gringore, Saint-Amant, Scarron). Sowie sie einen Augenblick Musse hatte, kam sie, um mir Gesellschaft zu leisten und zu plaudern. Sie liess sich gern von meinem abenteuerlichen Leben in China und Amerika erzählen und vergass darüber ihre Müdigkeit; und sie gestattete niemandem, meinen Verband abzunehmen und zu erneuern. Doch was war meine einfache, glatte Amputation im Vergleich zu den grässlichen Zerfleisungen und komplizierten Knochenbrüchen, den unerhörten Kopfooperationen und heimtückischen Schädigungen der Atmungsorgane, den seelischen und körperlichen Qualen der Erblindeten und Vergasten, der Traumatiker und Gelähmten, der Männer, die kein Gesicht mehr hatten, der Angstneurotiker, die Madame Adrienne dank ihrer Beharrlichkeit und ihrem Starrsinn, ihrem Einfallsreichtum und ihrem Einfühlungsvermögen, aber vor allem dank ihrem liebevollen Herzen, ihrer zärtlichen Geduld, ihrer mütterlichen Aufopferung Schritt für Schritt dem Tode entriss?

Eines Tages kam sie zu mir. «Ich hoffe, ich habe mich nicht in Ihnen ge-

täuscht, Cendrars, wenn ich mich an Sie wende? Ich habe da einen armen, kleinen Schäfer aus den Landes, der ein wahres Martyrium erduldet. Ich möchte Sie in sein Zimmer legen. Sie können Ihre Bücher mitnehmen und alle Ihre Gewohnheiten beibehalten, aber ich zähle auf Sie, dass Sie ihn ein bisschen zerstreuen und ablenken. Es wird für sie nicht leicht sein, das weiss ich. Der arme Junge, er ist übrigens ein Waisenkind, redet nicht viel, und Sie werden mindestens einmal täglich zusehen müssen, wie er frisch verbunden wird, was grauenhaft ist. Aber ich weiss sonst niemanden, der ihm etwas Mut und Zuversicht einflössen könnte. Unterhalten Sie ihn, erzählen Sie ihm Ihre Geschichten, das wird ihm gut tun. Wollen Sie mir helfen? Sie nehmen es mir doch nicht übel, nicht wahr, Cendrars?»

Der arme kleine Schäfer aus den Landes war ein halbes Kind, ein blutjunger Rekrut, Jahrgang 15, den eine Granate zerfetzt hatte, bevor man ihm noch seinen Unterstand gezeigt, bevor er nur Zeit gehabt hatte, seinen Tornister abzustellen und sich umzudrehen, um zu sehen, was es mit den berühmten Schützengräben auf sich hätte, von denen man ihm Dorf soviel redete.

Sehr schwarze Haare und Augenbrauen, eine enge Stirn, düstere Augen, ein bleicher Teint, abgekehrte, hohle Wangen, den Kopf tief gelagert, so dass das Gesicht beinahe in den Kissen verschwand, qualverzernte Züge – und wenn der Schmerz ihn aufheulen liess, sah ich, wie seine Lippen sich spannten und die Zähne eines jungen Wolfs entblössten, wie eine Ader an der Nasenwurzel anschwell und seine Nasenflügel einfielen; dann schloss er die Augen, und auf Hals und Schläfen brach ihm der Angstschweiss aus.

Er war tatsächlich ein schweigsamer Junge. In dem schmalen Kämmerchen stiessen unsere Betten beinahe aneinander, wenn ich den sperrigen Aufbau Bett nennen kann, auf dem er nicht lag, denn der arme Kerl hing in einem komplizierten System von Gurten und Bügeln, von Riemen und Schnallen, wie ein Ochse, den man in die Höhe hisst, den Hintern in den Lüften, und das schon seit neunundvierzig Tagen!

Er hatte zweiundsiebzig Granatsplitter in den Unterleib abgekriegt, was zweiundsiebzig tiefe Wunden in sämtlichen Grössenordnungen ergab, darunter ein grosses, kreisrundes Loch, das seinen Körper von einer Seite zur anderen durchbohrte und von seinem eigenen Kot infiziert wurde. Man hatte, ich weiss nicht mehr wieviel Kilo Eisen aus seinem Fleisch herausoperiert, grosse Klumpen und nadelfeine Splitter, dazu höchst sonderbarerweise ein Fünf-Francs-Stück (eben dieses hatte das grosse runde Loch geschlagen, das sich immer wieder infizierte), und der arme Junge schwor, er hätte das Geldstück nicht in der Tasche gehabt, als er getroffen wurde, er hätte niemals auch nur geträumt, dass er je eine so gewaltige Summe besitzen könnte!

Er hatte bereits ein Dutzend Operationen hinter sich und noch weitere vor sich, wegen der Infektion, die sich immer weiter auszubreiten drohte, und wegen anderer Splitter, die in seinem zerfetzten Fleisch herumwanderten und ständig neue chirurgische Eingriffe erforderten. Es war nicht zu fassen, was der kleine Soldat im Lauf der täglichen vierundzwanzig Stunden zu ertragen hatte. Da er abends fieberte und reichlich schmerzstillende Mittel bekam, verbrachte er die Nacht in unruhigen Fieberträumen; doch der fürchterlichste Augenblick des Tages war für ihn die Stunde des Verbandswechsels. Der Gedanke daran verliess ihn keinen Moment – und wenn die Stunde dann wirklich herankam und man draussen im Gang die Schritte der Ärzte und Schwestern nahen hörte, begann er in seinem Entsetzen vor dem, was ihm bevorstand, laut zu brüllen.

Ich verzichte auf die Beschreibung der Szene, der ich täglich beiwohnen musste, seit Madame Adrienne mich die Folterkammer dieses unschuldigen Märtyrers teilen liess, doch es schüttelt mich noch nachträglich, wenn ich daran zurückdenke. Hier will ich nur sagen, dass es nötig war, zweiundsiebzig Tampos aus seinen zweiundsiebzig tiefen Wunden herauszuziehen, die Wunden der Reihe nach auszuputzen, mit Desinfektionslösung und physiologischem Serum zu spülen, zu erweitern, zu reinigen und frische Tampons einzuführen. Dann kam der transversale Durchschuss an die Reihe: die Kanüle herausnehmen, Einspritzungen machen, mit Sonde, Schere, Pinzette, Tupfern arbeiten, Jodtinktur in das Loch schütten, eine neue Kanüle einsetzen. Und schliesslich musste man noch das ganze klägliche wimmernde Ding frisch verbinden, umdrehen, schütteln, in eine andere Lage bringen, wieder festschnallen, waschen, umziehen – es dauerte jeden Nachmittag drei geschlagene Stunden. Der Chirurg ging, nachdem er mit seinen Sonden und Pinzetten gewaltet hatte, der Arzt verschwand eilig, sobald die Injektionen gemacht und die nötigen Salben und Schmerzmittel verschrieben waren, und meiner armen Freundin Adrienne oblag es, die grausame Behandlung ohne Zittern zu Ende zu führen, wie ein Henker. Ich gestehe, dass auch sie am Ende ihrer Kräfte, nicht weit von einer Ohnmacht entfernt war, wenn schliesslich alles vollbracht war und der Verband, der an sich schon ein Kunstwerk darstellte, wieder richtig sass.

«Jetzt verstehen Sie, warum mich vor mir selber ekelt, Cendrars», sagte sie, sich auf mein Bett setzend. «Ich kann nicht mehr. Dabei bin ich so stolz auf meinen Kleinen! Dieser ganze Apparat hier und die Behandlung, die er bekommt, das ist alles mein Werk. Die Ärzte hätten ihn einfach zerhackt, aber ich will ihn retten. Ach, ich weiss, dass es schwer ist und noch lange, lange dauern wird. Aber wenn Sie wüssten, was der arme Junge schon alles durchgestanden hat! Er war zum Tode verurteilt. Zehnmal, zwanzigmal schon wollten die Ärzte ihn aufgeben. Es wäre nichts mehr zu

machen, die Infektion nähme überhand. Aber ich habe nicht nachgelassen, und jetzt geht es ihm wirklich besser, viel, viel besser. Sogar der Chirurg hält den Fall nicht mehr für aussichtslos ...»

In dem kleinen überheizten Raum roch es nach Fäulnis, Kampfer, Phenol, Perubalsam und Exkrementen. Der kleine Schäfer lag frischverbunden da wie ein röchelndes Lamm. Madame Adrienne lehnte den Kopf an meine Schulter, und ich tätschelte ihr mit meiner gesunden Hand die Hände.

«Ich bewundere Sie, und Sie tun mir so leid», sagte ich.

Doch Madame Adrienne lief schon wieder davon, weil andere Verwundete sie brauchten.

Mein abgeschnittener Arm tat höllisch weh.

«Dreckskrieg!» sagte ich laut.

Trotz den persönlichen Tragödien, die sich in jedem Bett dieses Notspitals abspielten, trotz dem Kampf zwischen Leben und Tod, der zum täglichen Trott jedes Krankenhauses gehört, verging die Zeit in Châlons-sur-Marne verhältnismässig leicht, denn der Mensch gewöhnt sich an alles, sogar, so schmachlich das ist, sogar an die Verletzung seiner physischen Integrität.

Mir war dieser Gedanke entsetzlich, und um mich durch die Amputation meines rechten Arms nicht körperlich entwürdigt und minderwertig zu fühlen, begann ich nach ein paar Tagen, sobald ich mich nur im Bett aufsetzen konnte, jeden Morgen in aller Frühe ein Viertelstündchen lang mit meinem Kopfkissen zu boxen. Mein Arm blutete gewaltig, aber ich scherte mich nicht darum und verbiss den Schmerz, während ich mit meinem Stumpf immer heftigere und raschere Schläge austeilte.

Auf diese Gymnastik führte der Chirurg die unglaublich rasche Vernarbung der Wunde nach nur neunzehn Tagen zurück, ein Rekord, der ihn dermassen erstaunte, dass er in der Folge allen Amputierten die gleiche Übung anempfahl; ich meinerseits schrieb dem Boxen andere Vorteile zu, vor allem den rein seelischen, dass er mich zwar nicht das Gefühl körperlicher Unversehrtheit, aber immerhin mein Gleichgewicht wiederfinden liess.

So begann ich in meinem Bett, jeweils nach den Boxübungen, mit Orangen und anderen kleinen Gegenständen zu jonglieren, wobei ich meine linke Hand mit Kraft und hierauf mit immer grösserer Geschicklichkeit gebrauchen lernte, mich aber auch meines verstümmelten rechten Arms bediente, um einen Ball zurückzuschlagen oder einen Teller, ein paar Gläser, eine Blumenvase im Gleichgewicht zu halten. (Und immer aus dem gleichen Grund, um mich nicht körperlich minderwertig zu fühlen, habe ich es mir nach meiner Rückkehr ins Zivilleben angelegen sein lassen, alle Sportarten und Geschicklichkeitsübungen zu betreiben, so etwa Fussball, Schwimmen,

Bergsteigen, Reiten, Tennis, Billard, Pistolenschiessen, Fechten, Krocket, Pfeilwerfen, so dass ich heute meinen Rennwagen ebenso sicher mit der linken Hand chauffiere, wie ich damit Maschine schreibe oder stenographiere; das macht mir Freude.)

Freude – soviel verlangte ich gar nicht, als ich mich in meinem Spitalbett meinen ersten Übungen hingab; es machte mir einfach Vergnügen, ein kindliches Vergnügen, zu sehen, dass ich nicht allzu ungeschickt war. Übrigens amüsierte sich der kleine Schäfer, zu dessen Amusement mich Madame Adrienne angestellt hatte, viel mehr über meine Jonglierkünste und Balancierstückchen als über meine Geschichten.

Armer Junge! Dem kleinen Schäfer aus den Landes verdanke ich eine Erkenntnis: wenn der menschliche Geist zum Begriff des Unendlichen gelangen konnte, so nur darum, weil auch der körperliche Schmerz unendlich ist und das Grauen selbst grenzenlos und bodenlos.

Armer Junge!

Eines Nachmittags, so gegen vier Uhr, hatte man gerade den qualvollen Verbandwechsel des kleinen Schäfers beendet. Er war mit einer tüchtigen Dosis Pantopon im Leibe erschöpft eingeschlummert, und ich lag ruhig lesend in meinem Bett, als sich in den Krankenzimmern und Korridoren das Gerücht verbreitete, ein hochberühmter Arzt, Mitglied der Akademie, der Direktor von ich weiss nicht mehr welchem Pariser Spital, der, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, so etwas wie Professor Dufossé oder Desfossés hiess, kurz, einer der Oberbonzen, der sogar Generalsrang besass, würde unserem Lazarett einen Besuch abstatten; und genau wie in einer Kaserne geriet bei der Ankündigung dieser Inspektion augenblicklich das ganze Spital durcheinander.

Man hörte nichts als eiliges Hin- und Hergelaufe im Korridor, laute Stimmausbrüche, Befehle, Lärm von hastig herumgeschobenen Stühlen und Betten. Pflegerinnen liefen ein und aus, wechselten die Bettwäsche, brachten frische Handtücher und Kopfkissen, glätteten Leintücher und Decken, stellten Medizinfläschchen und Gläser in Reih und Glied, trugen Eimer hinaus und liessen alles verschwinden, was herumlag: Kleidungsstücke, Näsche-reien, Bastelarbeiten, Kartenspiele, Zeitungen, Bücher, verwelkte Blumen, alte Zigarrenschachteln und so weiter. Ihnen auf dem Fuss folgten die rasch stellig gemachten Putzfrauen, die mit ihren Besen, Bodenlumpen, Staubwedeln hantierten, lüfteten, die Vorhänge schön ordentlich in Falten legten. Rekonvaleszenten schlüpfen verstohlen von einem Zimmer ins andere, um aufregende Gerüchte zu verbreiten: die allgemeine Evakuierung des Spitals, die Verlegung in Luxushotels der Côte d'Azur oder auch die sofortige Demobilisierung aller Verwundeten, sensationelle Nachrichten, die der Grosse Manitou uns höchstpersönlich mitzuteilen gedächte. Doch

während einige der Schwätzer sich schon kindisch auf ihre umgehende Entlassung und unmittelbar bevorstehende Heimkehr freuten, an die sie aus ganzer Seele glaubten, hielten andere, die gewitzter oder misstrauischer waren, es für klüger, sich wieder ins Bett zu legen, wo sie Wein, Likör und Medikamente wild durcheinanderschluckten, um Fieber zu bekommen, oder auf die Gefahr hin, sich zu infizieren, ihre Wunden und Narben aufkratzen, nicht etwa um irgend jemandes Herz zu rühren und das Wohleben im Spital nicht aufgeben zu müssen, sondern einfach weil sie aus Erfahrung wussten, dass die Ankunft eines hohen Vorgesetzten für den Soldaten nie und nimmer etwas Gutes bedeutet. Diese Schlaumeier verhielten sich ganz still, um möglichst den Eindruck zu erwecken, dass ihr letztes Stündlein gekommen sei, und bedauerten nur, dass man ihnen nicht sämtliche Gliedmassen amputiert hatte.

Mitten in dem Drunter und Drüber erschien Madame Adrienne, die man aus ihrer Wohnung in der Stadt herbeizitiert hatte.

«Ich bin ausser mir, Cendrars», sagte sie, einen ängstlichen Blick auf den kleinen Schäfer werfend. «Pst, er schläft! Ich höre gerade, dass wir Befehl haben, sämtliche Verbände abzunehmen. Der Herr Professor will jeden einzelnen Verwundeten sehen. Und er ist General ... Er muss jeden Augenblick kommen, und ich kann doch dem armen Jungen nicht zum zweitenmal diese Folter auferlegen. Das würde er gar nicht überstehen. Was machen wir bloss?»

«Mein Gott, Madame Adrienne, löschen Sie das Licht aus und sperren Sie unser Zimmer ab.»

«Das ist ausgeschlossen.»

«Dann lassen Sie den Besuch am anderen Ende des Spitals beginnen und führen Sie den illustren Herrn Professor überallhin, in die Küche, die Wäscherei, den Keller. Zeigen Sie ihm die Apotheke, den Sterilisierapparat, die Toiletten, lassen Sie keinen Raum aus, schleppen Sie ihn in jeden Winkel. Einmal wird er ja doch nach Hause wollen und uns hier vergessen. Es ist schon vier vorbei, er wird doch nicht Lust haben, hier zu übernachten, wie? Nach ein, zwei Stunden wird er genug bekommen. Ziehen Sie die Sache in die Länge.»

«Vielleicht – aber Sie kennen unsere Inspektoren nicht. Die stöbern überall herum, und das ist ja auch richtig. Ich Sorge mich nur um meine armen Verwundeten. Wenn bloss kein Unglück geschieht! Ach, ich bin sehr beunruhigt. Stellen Sie sich vor, wenn er sich gerade auf unseren Kleinen hier stürzt und nach dem Wie und Wo und Warum zu fragen beginnt und ihn am Ende selbst in die Hände nehmen will ...»

«Nein, nein, Madame Adrienne, so schlimm wird es nicht sein. Sie sind einfach nervös und sehen zu schwarz. Was kann der General dem armen

Jungen letzten Endes antun? In diesem Zustand wird er ihn nicht einmal eines Blickes würdigen. Im übrigen werden Sie ja dabei sein, und wenn er Miene macht, ihn anzurühren, sagen Sie und der Chirurg ihm einfach, dass es unmöglich ist, dass man ihm nicht zweimal im Tag den Verband wechseln kann, dass er das nicht aushalten würde. Sie brauchen ihm nur die Fieberkurve zu zeigen, heute ist sie wieder ganz zünftig hinaufgeschossen. Zum Teufel, der General ist ja schliesslich auch Arzt! So etwas muss er einsehen.»

«Meinen Sie?»

«Natürlich! Wissen Sie was, Madame Adrienne? Nehmen Sie *mir* den Verband ab und zeigen Sie ihm, wie grossartig mein Arm geheilt ist. Übrigens wenn ich ihn kommen höre, diesen Kinderschreck von einem General, werde ich mich in die Tür stellen, so dass er gar nicht hereinkommt, und ihm erzählen, wie wunderbar ich hier gepflegt werde.»

«Ich verbiete Ihnen absolut aufzustehen, Cendrars!»

«Warum denn? Verschaffen Sie mir nur irgendwas zum Anziehen. Ich bin ja nackt hier eingetroffen und besitze nicht einmal eine Uniform. Sie werden sehen, wie gut es klappt! Sie wissen doch, der Chirurg kann sich noch immer nicht über die rasche Heilung meines Armes beruhigen, er behauptet, ich hätte jeden Rekord geschlagen. Heute will ich ihn noch mehr verblüffen und ihn stehend empfangen, ihn und seinen General und notfalls sogar den Präsidenten der Republik!»

Ich hatte nicht grosstun wollen, aber meine Kräfte hatte ich doch überschätzt. Madame Adrienne war kaum zur Tür hinaus, als ich allein aufzustehen versuchte – und prompt fiel ich längelang auf den Fussboden, mit meinem ganzen Gewicht auf dem amputierten Arm. Es schmerzte mehr als die Maschinengewehrkegel, die mich auf dem Schlachtfeld getroffen hatte. Doch als die Schwester ein paar Minuten später mit einem grossmächtigen Schlafrock, den sie für mich aufgetrieben hatte, wieder hereinkam, stand ich immerhin an mein Bett geklammert, wieder auf den Beinen, und um fünf Uhr hatte ich schon ein paar Schritte gemacht. Als eine Glocke das Eintreffen des Generals ankündigte und Madame Adrienne zu seiner Begrüssung eilte, war sie zwar noch nicht über das Schicksal ihres kleinen Schäfers beruhigt, konnte aber wenigstens mit mir zufrieden sein.

Um sechs begann ich, mich auf meinen Beinen ziemlich sicher zu fühlen.

Um sieben sass ich rittlings auf einem Stuhl und kämpfte gegen einen leichten Anfall von Seekrankheit an; das ganze Zimmer schien um mich herum zu schwanken.

Als man uns um acht Uhr das Nachtessen ankündigte, lag ich ausgestreckt auf meinem Bett, war aber bereit, mich beim ersten Signal zu erheben.

Jetzt war es schon geschlagene vier Stunden her, dass der ganze Spital-

betrieb stillstand. Der Besuch des Generals, der mit seiner Inspektion nicht zu Ende kam, störte die Tagesordnung, die sonst so gut klappte.

Zwischen acht und neun erreichte die Unordnung ihren Höhepunkt. Man hatte noch nicht einmal das Fieber gemessen, und die fünfhundert Verwundeten wurden mit einem kalten Nachtessen abgeseigt, das die Küchenmädchen hastig servierten. Von ihnen hörte ich, dass gleich nach der Ankunft des Generals eine stürmische Sitzung im Büro des Verwalters stattgefunden und dass er Chirurgen, Ärzte und Pflegerinnen gleichermaßen angebrüllt hatte. Alle waren ganz aus dem Häuschen.

Die geistlichen Schwestern, die die Nachtwache übernahmen, berichteten, dass der berühmte Pariser Praktiker sich im Operationssaal befand, wo er seit zwei oder drei Stunden pausenlos Arme und Beine absägte, um dem medizinischen Regimentsstab von Châlons eine Lektion zu erteilen. Alle waren aufs äusserste bestürzt. In den Krankensälen herrschte grosse Aufregung, und die Fieberkurven stiegen allgemein an.

Bald darauf kam Schwester Philomène, die oben an der Treppe auf der Lauer stand, um mir zu melden, dass «sie» jetzt alle bei einem Festmahl sassen, der General, der Verwalter, die Ärzte und Pflegerinnen, und sich offenbar nicht langweilten, denn aus dem Esssaal im Erdgeschoss, dessen Türen nur angelehnt waren, erscholl lautes Reden und Lachen. Schwester Philomène schien darob entrüstet.

Es mochte halb elf oder etwas später sein, als mein Zimmergenosse, der bis dahin fest geschlafen hatte, die Augen aufschlug und fragte:

«Sag, was ist denn heut los?»

«Was soll denn los sein?»

«Sie machen so einen Lärm ...»

«Aber nein!»

«Wohl, wohl.»

«Du spinnst ja!»

«Warum ist dann niemand Fieber messen gekommen?»

«Du hast geschlafen.»

«Aber – warum hat man mir kein Essen gebracht?»

«Ich sag dir doch, du hast geschlafen. Ich hab gesagt, man soll dich nicht stören, wenn du schon einmal richtig pennst.»

«Weisst du, ich hatte einen so bösen Traum ...»

«Ach?»

«Ja ... Mir hat geträumt, dass ... Sag einmal, glaubst du, dass es mir schlechter geht? Ich hab geträumt, dass ich krepieren muss – und jetzt glaub ich sicher, dass ich nicht davonkomme ...»

«Blödsinn!»

«Meinst du wirklich? Aber sag einmal, warum ist dann Madame

Adrienne heut abend nicht zu mir gekommen? Es geht mir doch nicht schlechter?»

«Madame Adrienne? Ach, die kommt bestimmt noch. Du siehst ja, ich warte auch auf sie. Ich hab mich sogar angezogen. Die wird ein Gesicht machen! Pass auf, wie du lachen wirst.»

Mein Nachbar drehte sich mühsam um. Ich war aufgestanden, in die Falten meines geräumigen Schlafrocks drapiert wie die Statue von Balzac. Der Kleine sah mich an.

«Komisch ...» stammelte er. «Komisch ... Du bist auf einmal so gross ... Aber sag doch, was ist heut los?»

«Ja, was denn?»

«Ich weiss nicht ... Warum hast du dich angezogen? Du wirst doch nicht von mir weggehen?»

Und nach einer langen Pause fragte der arme Kerl noch angstvoller: «Sag einmal, wie spät ist es denn? Hörst du? Sie kommen her ...»

Tatsächlich hörte man draussen im Gang Stimmen und Schritte.

Der kleine Schäfer brüllte voller Entsetzen los:

«Oh! Nein! Aaah! Ich will nicht! Ich will nicht! Madame Adrienne! Bitte, bitte ... Es ist nicht die Zeit ... Aaah! Oooh!»

Er war vollkommen verrückt.

«Was geht dort drinnen vor?» fragte eine laute Stimme.

Eine Schar Menschen drang ins Zimmer. Es schlug gerade elf.

«Veranstaltest du dieses Gebrüll?» fragte mich ein dicker Mann im weissen Ärztekittel, derforsch eintrat und mich von der Tür wegschubste.

Madame Adrienne, unser Chirurg, unsere Ärzte und Pflegerinnen, andere Mitglieder des Personals, darunter zwei Sanitäter, die den Verbandwagen schoben, bildeten das Gefolge des jovialen dicken Mannes. Das goldbetresste Kepi sass ihm quer auf dem Schädel. Darunter ein vollblütiges Gesicht, eine verbeulte Stirn, dick hervortretende Schläfenadern, ein zerupfter Schnurrbart, schlechte Zähne, lustige aber scharfe tiefblaue Äuglein.

«Melde gehorsamst, Herr General, ich bin geheilt!» rief ich. «Sehen Sie, mein Arm ist vernarbt: Ich kann ihn bewegen. Ich boxe und jongliere damit. Dabei bin ich kaum drei Wochen hier – am 29. September bin ich verwundet worden. Das ist ein Rekord, Herr General!»

Der General lachte laut auf. «Das ist ja grossartig, Junge! Jetzt leg dich aber schlafen. Und was ist mit dem anderen los, dem Aufgehängten?» fragte er Madame Adrienne, die sich schützend vor ihren kleinen Märtyrer gestellt hatte.

Sie erstattete ausführlich Bericht über die Art der Verletzung, die einzelnen Wunden, die Extraktion der diversen Splitter, erzählte auch die Geschichte von dem Fünf-Francs-Stück, erklärte die Behandlung und die sorg-

fältigen Massnahmen gegen die Infektion und schilderte die Qualen des Patienten, der aber jetzt auf dem Wege der Besserung und nach der Meinung des Chirurgen ausser Gefahr sei. Der General hörte ihr mit grosser Aufmerksamkeit zu, während der kleine Schäfer wie ein Esel immer weiter «Aaah!» und «Oooh!» brüllte.

Das Zimmer war voller Menschen.

Ich hatte mich auf mein Bett gesetzt.

«Zeigen Sie ihm die Fieberkurve!» flüsterte ich Schwester Philomène zu, die vor mir stand.

«Nehmen Sie ihm den Verband ab!» befahl der Professor, nachdem er das Blatt studiert hatte. «Ich will ihn sehen.»

«Nein! Nein!» heulte der Junge.

«Reg dich nicht auf», sagte Madame Adrienne zu dem Kleinen, der sich wild sträubte, während sie emsig die Binden löste. «Es geschieht dir nichts. Wir wollen dir ja nur helfen.»

«Beeilen Sie sich ein bisschen», brummte der General. Er und der Chirurg streiften die Gummihandschuhe über, der Verbandwagen wurde herangeschoben, die Hängeaufrichtung reguliert, um den Verwundeten in die richtige Lage zu bringen. Der Kreis der Zuschauer drängte sich um den berühmten Pariser Arzt, um nichts, was er sagen oder tun würde, zu verpassen.

Madame Adrienne warf mir einen verzweifelten Blick zu.

Der Generalstabsarzt hatte sich mit einer Pinzette und einer Lanzette bewaffnet. Er riss brutal die Tampons heraus, bückte sich über das durchlöchernte Hinterteil, beschnupperte es aus nächster Nähe und sondierte eine Wunde nach der anderen. Dann zog er, ohne sich um das unmenschliche Gebrüll des Kleinen zu kümmern, die Kanüle aus der grossen Seitenwunde und untersuchte auch diese. Schliesslich richtete er sich auf und sagte mit säuerlichem Gesicht:

«Meine Hochachtung, Madame, ich bewundere Ihre Geduld, aber mit der Methode kommen Sie nicht weiter. Das ist ein Geduldspiel, ein richtiges Puzzle, mit dem Sie nur Zeit verlieren. Alle diese Waben sind nichts als Infektionsherde, darum haben wir auch die jähen Temperaturschübe, die unregelmässige Fieberkurve. Was Sie heute an Terrain zu gewinnen glauben, geht morgen wieder verloren, denn das Terrain ist unterminiert. Um was handelt es sich denn? Wir sind auf einem Schlachtfeld. Der Boden ist unterminiert. Wir dürfen also nicht zuwarten und das Beste hoffen. Wir müssen um Zeitgewinn kämpfen, dem Feind zuvorkommen, und das gelingt nur durch entschiedenes Handeln. Wir müssen eine Gegenmine legen, ganz brutal, um einen Überraschungseffekt zu erzielen. Geben Sie mir das Messer. Na, eine schöne Bescherung ist das! Ich kümmere mich also gar nicht

um die oberflächlichen Trichter, so tief sie auch sind. Die bilden keine Gefahr. Ich muss den eigentlichen Herd, das Infektionszentrum, die Minenkammer blosslegen, die uns jeden Augenblick mitten ins Gesicht hinein explodieren kann. Das heisst, wir müssen alle die Trichter vereinigen, ein Netz von Kanälen anlegen, die sämtlich in einem Hauptgraben münden. Dadurch erhalten wir eine durchgehende Bepflügelung in der Tiefe, die den Feind vertreibt, wo immer er sich einnistet. Keine Flaschenhalse in einem so zerbombten Terrain, nicht wahr, das würde Komplikationen schaffen, sondern eine schöne, breite Zufahrt, die uns direkt zum eigentlichen Herd führt. Achtung, Einbahnverkehr, ein einziger Eingang, ein einziger Ausgang. Wir nehmen hier einen Einschnitt vor, noch einen, noch einen dritten, schön tief, und jetzt sind wir mitten im Laufgraben drinnen, wie im Hauptkanal unter der Place de l'Opéra. Da die Oberfläche sich jetzt selbst drainiert, haben wir uns einzig mit dem Zentrum zu befassen, das wir nur noch etwas erweitern müssen, damit es leicht zugänglich bleibt. Ich setze also hier eine Klammer, ich löse hier ein wenig, ich ...»

Und während der berühmte Professor weiter perorierte, wie im Kolleg vor seinen Studenten, liess er die Tat dem Wort folgen, schnitt energisch ins lebende Fleisch hinein, erweiterte die zweiundsiebzig Einschüsse zu einer einzigen, grossen, tiefen Wunde und bahnte sich so zielbewusst seinen Weg, dass der kleine Soldat nach einer Stunde tot war. Doch er hatte schon eine gute Weile früher zu brüllen aufgehört.

(Aus dem Französischen übertragen von Trude Fein.)

Intellectuals are prone to believe that their ideas make things happen. But events have their own way for outwitting intellectuals. No one can hate history as implacably as an intellectual spurned by history. His revenge is to cage it in a philosophical system.

*Robert Strausz-Hupé, Maxims (II),
in: «Encounter», March 1976*